

4. Forschungsethik

Was ist Forschungsethik und welche Dimensionen umfasst sie im Speziellen bei einem ethnologischen Projekt? Christel Hopf verweist darauf, dass der Begriff ein Sammelbecken all der

»[...] ethischen Prinzipien und Regeln [darstelle], in denen mehr oder minder verbindlich und mehr oder minder konsensuell bestimmt wird, in welcher Weise die Beziehungen zwischen den Forschenden [...] und den in sozialwissenschaftliche Untersuchungen einbezogenen Personen [...] zu gestalten sind.« (Hopf 2015: 589-590)

Diese Regelungen erfolgen im Rahmen disziplinärer oder institutsinterner ethischer Leitlinien oder durch einen disziplinären Ethik-Kodex, der Forschern Orientierung bietet. Ein Orientierungspunkt umfasst die informierte Einwilligung der Teilnahme an einem Forschungsprojekt, den *informed consent*. Dabei müssen die Feldakteure ihrer Teilnahme zustimmen. Diese Zustimmung kann auf unterschiedlichen Ebenen erfolgen. So ist es beispielsweise nicht in allen Kulturkreisen und Settings üblich, Unterschriften von Feldakteuren einzuholen, insbesondere in Kontexten, in denen Feldakteure nicht überwiegend alphabetisiert sind oder in denen der Umgang mit Dokumenten nur im behördlichen Kontext üblich ist, in dem das Erfahrungswissen Wachsamkeit lehrt, da möglicherweise Machtausübung durch Korruption und Nachteile für die eigene Person oder Familie entstehen könnten. Auch über »Identität und Ziele von Sozialforschern« (Hopf 2015: 592) muss in diesem Zusammenhang reflektiert werden. Reicht es aus, Teilnehmer nach ihrer Teilnahme an einem »Projekt« zu fragen und sie zu bitten, sie begleiten zu dürfen, oder müssen diese über Forschungsfrage und *Erkenntnisabsicht* im Bilde sein? Müssen sie sich darüber bewusst sein, *was konkret* fortan in ihrem Alltag für den Forscher von Interesse sein wird; auf welche *Praktiken* der Forscher Wert legen wird? Hopf wendet dazu ein, dass insbesondere

im explorativen Forschen Schwerpunkt und Fragestellung einer Dynamik unterworfen seien und die Erklärung des Forschungsvorhabens möglicherweise anders oder falsch verstanden werde (vgl. ebd.: 592f.). Es sei daher besonders von Nöten sich »[...] auf den Wahrnehmungs-, Interpretations- und Werthorizont der untersuchten Gruppe ein[zu]stellen [...]« (ebd.: 593) Weiterhin hätten Feldakteure stets die Möglichkeit, ihre Teilnahme abzusagen und damit die mit ihnen im Zusammenhang stehenden erhobenen Daten zurückzuziehen. Forschungspraktisch jedoch ist dies schwierig, wenn der Forscher seine Teilnehmer nur für eine kurze Zeit an einem »fernen Ort« aufsucht und sich dann nie wieder bei diesen meldet. Mackenzie et al. nennen diese Form »fly in, fly out« research« (Mackenzie et al. 2007: 314) und legen nahe, dass es somit zu einer Form der Ausbeutung der Feldakteure und deren Schicksal komme (vgl. ebd.). Pittaway und Bartolomei bekräftigen dies, indem sie Aussagen ehemaliger Feldakteure aus Thailand und Kenia teilen, die verärgert darüber sind, wie mit ihren Geschichten und Fotos umgegangen werde (Pittaway/Bartolomei 2002 und 2003; vgl. Pittaway et al. 2010).

Im Folgenden werden zentrale Aspekte forschungsethischer Überlegungen wie Agency, Schutz der Persönlichkeitsrechte, Verantwortung und Reziprozität vorgestellt und ein Umgang im Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit mit jenen besprochen.

4.1. Begrifflichkeiten

Bereits während der Forschung wird deutlich, dass Begrifflichkeiten gefunden werden müssen, um angemessen mit Feldakteuren und über sie im Rahmen ihrer neuen Existenz und Rolle sprechen zu können. Dass eine Auseinandersetzung darüber jedoch nicht von *political correctness* und Sorgen über die externe Positionierung im Diskurs geprägt sein, sondern vielmehr dazu dienen soll, angemessen beschreiben zu können, ist eine Erkenntnis, die am Beispiel Mohamad Sayeds verdeutlicht werden soll, den ich im Jahr 2016 zu einer städtischen Bibliothek begleitete, um einen Leihausweis für ihn zu beantragen. Gemeinsam standen wir am Informationsschalter vor einer Mitarbeiterin. Ich sprach sie darauf an, dass Mohamad gern einen Ausweis hätte. Sie nannte die üblichen Konditionen und fragte nach seinem Personalausweis, um seinen Namen und seine Adresse zur Ausweisausstellung aufzunehmen, bezahlen könnten wir dann direkt vor Ort. Ich merkte, dass ich sie nun

darauf hinweisen musste, dass Mohamad ein Flüchtling war und er den damit verbundenen günstigeren Leihausweis beantragen wollte. Da der Begriff des ›Flüchtlings‹ zu diesem Zeitpunkt gesellschaftlich ungemein aufgeladen und ich mir unsicher darüber war, inwiefern Mohamad dieser Diskurs bekannt war, versuchte ich, ihn im Gespräch mit der Bibliothekarin zu vermeiden. Mein Ziel war es dabei, Mohamad nicht vor den Kopf zu stoßen und die Mitarbeiterin zeitgleich vorsichtig auf seinen Status aufmerksam zu machen, sodass er bald das Bibliotheksangebot nutzen konnte. Ich erklärte umständlich, Mohamad käme nicht »von hier« und verwies darauf, dass es wichtig für ihn sei, am Angebot der Bibliothek und vor allem am deutsch-arabischsprachigen Angebot ›teilhaben‹ zu können. Die Mitarbeiterin fragte jedoch, nun sichtlich verwirrt, erneut nach dem Personalausweis oder einem Pass, es stünden schließlich noch weitere Wartende in ihrer Beratungsschlange. Nun schien es Mohamad zu reichen. Er nahm zunächst Blickkontakt mit mir auf, wie um sich rückzuversichern, dass er nun das Gespräch mitführen wollte, er grinste ein wenig verlegen, und sagte dann, in Richtung der Mitarbeiterin an die Theke gelehnt, lächelnd: »Entschuldigung. Bin ich ein Flüchtling. Eigentlich, Natalie wissen das. Hab ich nicht Personalausweis.«, Daraufhin begann die Mitarbeiterin, die notwendigen Unterlagen auszudrucken, die er ausfüllen sollte. Mohamads Blick in meine Richtung, der zunächst beobachtete, wie nun alles in die Wege geleitet wurde, sprach nun Bände. Mit hochgezogenen Augenbrauen drehte er sich, ein wenig belustigt, in meine Richtung und sagte: »Kein Problem.«

In der Reflexion scheint dieses Erlebnis zentral für meine folgenden Überlegungen zu sein. Es zeigt es so vieles, führt aber zunächst zu vielen Fragen: Weshalb habe *ich* das Gespräch mit der Mitarbeiterin eigentlich begonnen? Ging ich davon aus, dass Mohamad schüchtern sein könnte oder aufgeregt wegen des Gespräches mit einer Fremden, oder aufgrund seiner Deutschkenntnisse? Oder wollte ich ihn gar ›an die Hand nehmen‹, um ihm zu helfen? War ich möglicherweise selbst unter Zeitdruck und wollte das Gespräch möglichst schnell erledigen mit dem positiven Ergebnis des Erhalts des Leihausweises? Doch warum dann der Verzicht auf den Flüchtlingsbegriff? Für Mohamad sind sein Status und der damit verbundene Begriff offensichtlich und eindeutig. Beides ist nicht zu ändern. Seine Hautfarbe und fremde Sprache verdeutlichen dies, wie er sagte. Er sei eben kein Deutscher, sondern aus dem Irak. Auch ein Reziprozitätsanspruch kommt mir in den Sinn und Begriffe wie ›Agency‹ und ›no harm‹. »Weil es das ist, was man eben so liest, wenn man mit Flüchtlingen forscht?«, schreibe ich dazu fragend in mein Feldta-

gebuch. Schließlich habe ich der Mitarbeiterin gegenüber eindeutig gefärbte Begriffe benutzt. So sollte mich der Begriff der ›Teilhabe‹ in ihren Augen möglicherweise in ein gutes Licht im komplexen Diskurs stellen, als jemand, der den Flüchtlingen hilft, ihnen sogar einen Bibliotheksausweis besorgt. Ich hätte im Boden versinken vor Scham, als wir kurz darauf die Bibliothek gemeinsam verließen. Doch Mohamad schien die Situation mit Humor zu nehmen. Und vermutlich hielt er mich von da an für ein wenig schräg. Schließlich sind ›refugee‹ und ›Flüchtling‹ Begriffe, die er täglich nutzt, um sein Dasein in Mittstadt zu erklären oder um einen bestimmten Bedarf zu begründen und Ressourcen zu erlangen. Mit erneut hochgezogenen Augenbrauen und angedeutetem Grinsen fragt der 17-Jährige mich beim Verlassen des Gebäudes schließlich: »Hast du vergessen, oder was?«

Auch wenn Ziese und Gritschke zurecht darauf hinweisen, dass »[d]er Begriff ›Flüchtling‹ insofern [...] problematisch [ist], als er die so Bezeichneten auf den Aspekt der Flucht reduziert und gleichzeitig einen Rechtsbegriff beschreiben.« (Ziese/Gritschke 2016: 24), und nachfragen »Wer spricht hier also über wen und wer besitzt die Macht, Begriffsbildungen und Definitionen im öffentlichen Diskurs zu setzen und durchzusetzen?« (ebd.), soll dennoch auf eine häufig vorkommende Moralisierung des Machtbegriffs hingewiesen sein, deren prominentester Analytiker Foucault ist. Indem er den Möglichkeitshorizont aufzeigt, wird die produktive Dimension von ›Macht‹ deutlich, die diese auf diese Weise nicht mehr als einseitigen oder ausschließlich negativen Begriff verstehen lässt (vgl. Foucault 2005: 240ff.). Für Jenkins geht damit auch die Kategorisierung als Abgrenzung zum »immigrant« einher (Jenkins 2015: 166-147).

Es soll in dieser Arbeit eine Orientierung am Flüchtlingsbegriff auf zwei Ebenen erfolgen. 1) In Anlehnung an Eppenstein und Ghaderi, die diesen wählen, um »[...] die Ambivalenz und Uneindeutigkeit deutlich zu machen, und politische, normativ-moralische oder handlungspraktische Aushandlungsprozesse [mit diesem] zu analysieren.« (Eppenstein/Ghaderi 2017: 6) Dabei wird der Begriff weiterhin verwendet als »[...] dominante[r] diskursive[r] im Deutschen gebrauchte[r] Begriff, wissend um dessen ›Unreinheit‹ und Varianz« (ebd.; vgl. Friese 2017). Zweitens soll aus ethnologischer Perspektive darauf geachtet werden, welche Begriffe die Feldakteure als dominante Feldbegriffe neben der Bezeichnung ›Flüchtling‹ verwenden und in welchem Kontext dies geschieht. Wann sie, also, von sich selbst als ›Schüler‹ oder ›Bewohner‹ sprechen, und wann sie als ›Klient‹ oder ›Schutzsuchender‹ angesprochen werden. ›Flüchtling‹ wird demnach im Folgenden

vor allem als Kategorisierung und punktuell auch als Selbstbezeichnung durch Feldakteure verwendet.

4.2. Datenschutz und Schutz der Persönlichkeitsrechte

Hopf verweist auf die »Datenschutzgesetze auf Bundes- und Landesebene« (Hopf 2015: 590), die »Wahrung der Persönlichkeitsrechte« (ebd.) sowie auf die Wahrung des »informationellen Selbstbestimmungsrechts des Betroffenen« (Gola/Schomerus 1997: 113) im Zusammenhang mit qualitativen Forschungsvorhaben. Als konkrete Maßnahmen der Gewährleistung des Datenschutzes haben sich Anonymisierungen und Pseudonymisierungen auf mehreren Ebenen erwiesen. So erinnert Hopf daran, dass jegliche Transkripte und Protokolle in dem Maße eine Anonymisierung benötigen, »[...], dass keine Rückschlüsse auf die befragten Personen, die Organisationen und Regionen, in deren Kontext die Erhebungen durchgeführt wurden, möglich sind [...]«. Die Herausforderung dabei bestehe darin, »[...], dass gleichzeitig der Informationsgehalt nicht so zusammenschmilzt, dass eine Auswertung sinnlos wird.« (Hopf 2015: 596) In der vorliegenden Arbeit sind daher sämtliche Personen- und Institutionsnamen geändert. Weiterhin wurden punktuell Funktionsbezeichnungen geändert, um Einzelne zu schützen. Auch der Name der Kommune ist verfremdet worden. Weiterhin werden keine Fotos von Personen oder Institutionen in der Arbeit verwendet.

4.3. Forschung mit Individuen in prekären Lebensverhältnissen

Gerade die Forschung mit Menschen in widrigen Umständen macht es notwendig, sich mit deren konkreten Lebenswirklichkeiten und strukturellen Möglichkeiten in Beziehung zur Forscherrolle auseinanderzusetzen. Im Folgenden sollen forschungsethisch relevante Aspekte der Rolle und Interaktion im Feld, der *Agency* sowie der Repräsentation vorgestellt werden, die die ethnologische Forschung durchweg begleiten und formen.

Susann Huschke betont die Notwendigkeit grundsätzlicher ethischer Überlegungen rund um ethnografisches Forschen, indem sie Fragen vor schlägt:

»[H]ow did all of my relationships in the field shape [...] the data that I produced? From what position are people (including research participants as well as fellow activists) speaking, for whom, to whom? How is that related to larger social and cultural structures, hegemonic discourses, and everyday struggles?« (Huschke 2015: 63)

Mackenzie et al. schlagen weitergehend einen kritischen Umgang mit dem *Agency*-Begriff vor. So seien »[p]ersons who are subject to oppression or abuse, or whose social and political environments are highly restrictive [...]« (Mackenzie et al. 2007: 310), dennoch in der Lage, »[...] to express their autonomous agency in some aspects of their lives.« (ebd.) Überlegungen um Autonomie und *Agency* gingen immer auch mit Reflexion einher, die in einer Forschungsethik als »[...] Ensemble dynamischer Handlungskodizes und -rahmen« (Krause 2016: 16) bestimmt werden sollten. Damit geht auch einher, wie komplex das Anbieten von Hilfe, Hilfestellung und die Annahme dieser durch ›Hilfsbedürftige‹ mitunter sein kann und welche Implikationen dies beinhaltet (vgl. Harrell-Bond 1986; Bochow 2015). Patrick Heiss und Albert Piette sprechen sich in diesem Zusammenhang dafür aus, zwischen Individuum und sozialer Rolle zu unterscheiden und zu reflektieren: »[...] how to conceive the individual, on the role of the individual in the production and reproduction of society [and], the mutual perception of individuals [...]« (Heiss/Piette 2015: 16). Dies kann besonders dann gelten, wenn es um Menschen geht, die aufgrund ihres Status oder ihrer Biografie verletzlich sind. Daher sei es besonders in Projekten, in denen mit Flüchtlingen gearbeitet werde, notwendig, vertrauensvolle Beziehungen zwischen Forscher und Feldakteuren zu etablieren, »[...] given the facts of different actors with different interests, working with people possibly traumatized through experiences of violence, mistrust in institutions and their representatives, and a highly public sphere [...]« (Vertovec et al. 2017: 53). Dem fügen Voutira und Doná die Flüchtlings-Besonderheit hinzu: »[...] people remain in a state of limbo for longer periods of time without themselves knowing where the final destination is or if there is one.« (Voutira/Doná 2007: 168) Umso wichtiger sei es daher für die Feldakteure ›da‹ zu sein und diese zu unterstützen, wenn sie Hilfe brauchen, so Huschke, um ihnen die Gewissenheit zu geben, »[...] that there is someone you can call, somewhere you can go to.« (Huschke 2015: 59) So beschreibt es einer der Feldakteure, der mit Huschke arbeitet, als Schock, in Europa erstmalig mit Phänomenen von Einsamkeit und Anonymität umgehen zu müssen, dies habe er in Lateinamerika so bisher nicht erfahren

(vgl. ebd.). Huschke nutzt dies, um unter anderem über die Bedeutung von Sozialkapital (vgl. Bourdieu 1983) hinsichtlich des Einlebens in einem neuen Kontext zu reflektieren.

Mackenzie et al. benennen eine zentrale ethische Herausforderung bezüglich der spezifischen Arbeit mit Flüchtlingen:

»[...] how to be attentive and respond to the effects of forced displacement, encampment, and dependence on humanitarian assistance on refugee participants' capacities for autonomy, while also recognizing and respecting their resilience and agency.« (Mackenzie et al. 2007: 300)

Wenn Forscher sich die Verletzlichkeit ihrer Feldakteure bewusst machen und einen angemessenen Umgang pflegten, könnten diese bereits Autonomie in Form von Selbstbestimmung ausüben (vgl. ebd.: 302f.). Das Reflektieren von Machtbeziehungen im Feld (Hierarchien und Autoritäten, auch Dolmetscher und Übersetzer als Autoritäten) und der Einhaltung von Absprachen über vertrauliche Angelegenheiten mit Feldakteuren (also welche Informationen als Datenmaterial verwendet werden dürfen und welche nicht), könnten erste Schritte hierfür sein (vgl. ebd.: 303ff.). Auch Rückbesprechungen tragen zur Autonomieerfahrung von Feldakteuren bei, indem ihre Sichtweise auf Narrative erfragt und ernst genommen wird. Breuer et al. bringen weiterhin die Problematik der Repräsentation ins Spiel, indem sie, mit Verweis auf Gottomwicks Überlegungen zu Geertz' Konstruktionen des jeweils Anderen (vgl. Gottomwik 1997: 78ff.), die »Ethnografierten als Leser ethnografischer Darstellungen« (Breuer et al. 2018: 381) einbeziehen. Diese seien »[...] in bestimmter Weise Beschriebene, Analytierte, Typisierte, explizit oder implizit Beurteilte. Sie sehen sich gewürdigt, belobigt oder auch bloßgestellt, gekränkt, verraten.« (ebd.) Daher plädieren Mackenzie et al. für eine intensive Feldphase, der eine explorative Forschung vorausgeht, um die Feldteilnehmer kennenzulernen und auf sie eingehen zu können (vgl. Mackenzie et al. 2007: 314-315). Sie verweisen an dieser Stelle vor allem auf den Ansatz von Rodgers (2004), der teilnehmend forsche, indem er intensiv mit den jeweiligen Feldteilnehmern Zeit verbringe und sich daher für »small-scale qualitative approaches« (Mackenzie et al. 2007: 315) ausspreche, die besser zu realisieren seien. Sein Ansatz des »*hanging out*« beinhaltet besonders interpersonale Interaktionen und informelles Handeln und Gespräche während der Forschung. Dabei sei es bedeutsam, offen für die tatsächlichen Belange der Flüchtlinge selbst zu bleiben, ohne zu beanspruchen, diese zu repräsentieren. Nur so könne die Multidimensiona-

lität der verschiedenen Lebenswirklichkeiten der Teilnehmer verstanden und ihr damit Rechnung getragen werden (vgl. Rodgers 2004: 49).

4.4. Forschung mit Kindern und Jugendlichen

Hinsichtlich der Forschung mit Kindern und Jugendlichen als besonderer Gruppe ist zu beachten, dass diese sich in bestimmten Hinsichten von Erwachsenen unterscheiden. So stellt MacDougall heraus:

»Children are the first and most ferocious students of culture. Moreover, they move within society as witnesses and agents, constantly re-imagining and modifying it. They are concerned, in their own way, with the most important questions of human fulfillment and survival. Their conceptions of the world may be largely for themselves, but over the generations these inevitably affect the thinking of adults.« (MacDougall 2006: 144-145)

Gerade Kinder und Jugendliche mit Migrationsbiografien seien mit besonderen Herausforderungen konfrontiert, die es im Forschungsprozess zu berücksichtigen und in der Darstellung zu zeigen gelte, so Ragazzi, die mit Kindern und Jugendlichen mit »transcultural experience« (Ragazzi 2009: 4) arbeitet, unter ihnen auch Flüchtlingskinder. Zum einen befänden sich diese Kinder in der Situation, sich neben der Neuorientierung in Europa weiterhin mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen und diese in ihr neues Leben zu integrieren. Auf der anderen Seite seien sie dabei einem immensen Druck ausgesetzt (vgl. ebd.). So geht Ragazzi näher darauf ein, mit welchem Druck die Heranwachsenden konkret konfrontiert sind:

»As I hope to argue in this study, migrant children can often teach us crucial knowledge about the condition of displacement, since they occupy a very critical position: one demanding that they constantly adapt despite competing allegiances of family and community. They are also often under extreme pressure as part of a generation that must ›manage‹ migratory success and achievement, given that in many cases they are the generation for whom the act of cultural displacement was first planned and executed.« (ebd.)

Dieser Druck ist den Kindern und Jugendlichen, die Teil dieser Arbeit sind, ebenfalls punktuell anzumerken. Er geht auch mit der religiösen Praxis und den Erwartungshaltungen der Eltern einher, wie am Fallbeispiel des ›Zuckerfestes‹ (Kapitel 8) anlässlich des Ramadans deutlich wird. Die Schwestern Al-

doniza und Anduena, 11 und 10 Jahre alt, sollen im Jahr 2016 auf Geheiß ihrer Mutter erstmalig fasten und müssen Wege finden, damit umzugehen. Dabei versuchen sie, einen Konflikt mit ihren Eltern zu vermeiden, in der Schule vor Lehrern und Mitschülern als glaubwürdige Muslima aufzutreten und gleichzeitig die eigenen Bedürfnisse nicht zu vernachlässigen.

Zito erinnert jedoch daran, dass auch Flüchtlingskinder als heterogene Individuen zu betrachten sind, »[...] in unterschiedlichen sozialen Konstellationen und Kontexten, mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen und aktuellen Möglichkeiten.« (Zito 2017: 235) Das neue Leben beinhaltet möglicherweise »[...] Spannung[en], ein Doppelleben, [...] Entwurzelung, [oder] Haltlosigkeit [...]« (ebd.: 237), bietet jedoch auch Chancen im Rahmen »neue[r] Horizonte [und] Wahlmöglichkeiten« (ebd.). Weiterhin müssten viele Kinder sich damit auseinandersetzen, dass Kindheit in den meisten europäischen Kontexten als »entökonomisiert« gelte: »Kinder tragen nicht zur Sicherung des Lebensunterhaltes bei, sondern die Kindheit wird als Phase des Spiels und der Ausbildung definiert« (ebd.: 238). Dies beziehe mitunter ein, dass ältere Kinder oder Jugendliche irritiert darüber sein können, im Aufnahmeland weniger Entscheidungsspielraum oder Verantwortung zu haben, als sie es von ihrem Herkunftskontext gewohnt sind (vgl. ebd.). So fand sich auch der 15-jährige Jawid Bakhtari, der mit seinem Vater aus Afghanistan floh, in einem besonderen Spannungsverhältnis hinsichtlich der an ihn gestellten alltäglichen Erwartungen wieder: In der Flüchtlingsunterkunft trug er gleichberechtigt mit seinem Vater die Verantwortung für die Bedarfe des täglichen Lebens. Er ging einkaufen, kochte, putzte und nahm Termine selbstständig wahr. Weiterhin besprach er mit seinem Vater jegliche Post der Behörden, übersetzte, dolmetschte und setzte sich mit der Situation um eine mögliche Abschiebung ins Heimatland auseinander. In der Schule wiederum fühlte er sich oft bevormundet. Die Lehrerin trug ihm auf, in welchem Buch er zu arbeiten hatte; der Stundenplan schrieb vor, wann er sich in welchem Klassenraum zu befinden hatte; und wenn er die Toilette aufsuchen wollte, muss er zunächst aufzeigen, um der Lehrerin dies mitzuteilen, sodass sie ihm den Schlüssel für die entsprechenden Räumlichkeiten aushändigen konnte. So verstand Jawid es an manchen Tagen als Entlastung, weniger Entscheidungen treffen zu müssen, an anderen Tagen, besonders dann, wenn er innerlich aufgewühlt war, machte es ihn aggressiv und ließ ihn am Nutzen des Schulbesuchs zweifeln. Einen direkten Zusammenhang mit Jawids Herkunft zu unterstellen, wäre möglicherweise zu kurz gefasst. Es kann davon ausgegangen werden, dass er auch in Afghanistan festgelegte und altersgerechte Privilegien genoss, sich

dafür in anderen Kontexten jedoch an ein Regelwerk zu halten hatte. Die Unterordnung in der Schule in Deutschland könnte somit auch als Rationalisierung Jawids gedeutet werden, in der sich seine Unzufriedenheit über seinen neuen Alltag ausdrückt. In der Folge idealisiert er sein Herkunftsland, indem er der Forscherin gegenüber argumentiert, welche Freiheiten er in Afghanistan hatte und dass er dort als ›Mann‹ behandelt worden sei. So wird deutlich, dass auch Jawid eine »Phase des Spiels und der Ausbildung« (ebd.: 238) erlebt hatte, diese sich jedoch anders ausgestaltete als die seiner deutschen Mitschüler, indem sie anderen Rahmenbedingungen unterlag. Auch weitere Umstände, welche die Alltagswirklichkeit geflüchteter Minderjährige betreffen, die Zito in den Blick nimmt, können so durch eine andere Perspektive ergänzt werden. Hinsichtlich der Vulnerabilität der geflüchteten Kinder und Jugendlichen stellt die Autorin fest:

»Kindern stehen in Flüchtlingsunterkünften meist keine Rückzugsräume zur Verfügung, sie sind in der Regel gemeinsam mit ihren Familien untergebracht, oft in einem Raum, und häufig haben alle Beteiligten nur Zugang zu gemeinschaftlich genutzten Küchen und Sanitäranlagen in zweifelhaftem hygienischem Zustand.« (ebd.: 246-247)

Obgleich die beschriebenen Umstände in den meisten Fällen zutreffend sein mögen, so muss dennoch festgehalten werden, dass die Autorin diese Begebenheiten als Missstände beschreiben kann, indem sie diese an den Umständen der meisten deutschen Kinder und Jugendlichen misst. Für die meisten in Deutschland sozialisierten Minderjährigen wäre eine solche Art der Unterbringung möglicherweise ungenügend oder würde als unzureichend aufgefasst werden. Gleichzeitig entspricht sie in anderen kulturellen Kontexten gewissermaßen der Lebenswirklichkeit des familiären Zusammenlebens. Dennoch sind es diese Umstände, die auch für die Kinder und Jugendlichen dieser Arbeit zutreffend sind. Umso notwendiger sei es, Verantwortung als Forscher zu übernehmen und eine »[...] Forschungsethik als fundamentale Handlungsprinzipien und somit Verhaltenskodizes [...] in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Teilnehmenden und der Umgebung im Feld [...]« ernst zu nehmen, so Krause (Krause 2016: 16). Dabei seien besonders die Punkte »[...] Schadensminimierung, Verbindungen und Verantwortungen von Teilnehmenden und Forschenden sowie [eine] adäquate Datennutzung« (ebd.) zu berücksichtigen. Ethnologisches Forschen mit minderjährigen Flüchtlingen biete viele Chancen, so Hart, denn:

»[...] the ethnographic approach [...] focuses on displacement not primarily as cause but as context for children's experience [...] to inform a set of circumstances in which everyday life and aspirations continue to be pursued by the young.« (Hart 2014: 389)

Dennoch müssen während des Forschens wie auch hinsichtlich des Erstellens der Ethnografie bestimmte Aspekte bedacht werden. So sind die Forschungslegitimation (vgl. von Unger et al. 2016), das Prinzip der Nichtschädigung (vgl. Hopf 2015: 594), die Reziprozität im Forschungsprozess (vgl. Mackenzie et al. 2007: 310; Huschke 2015: 64) sowie das Schreiben über Flüchtlinge (vgl. Jenkins 2015: S. 144ff.; Kondo 1986: 83) zu berücksichtigen.

4.5. Selbstreflexion

Die Frage, ob mein Vorgehen »so richtig« ist, stellte ich mir wiederholt während meiner Feldphase im Zusammenhang mit den Notizen in meinem Feldforschungstagebuch wie auch aufgrund der Gespräche mit Kollegen. Hinsichtlich unterschiedlicher Dimensionen machte ich dabei Notizen, sei es dazu, wie ich mein Forschungsprojekt in der Unterkunft ankündigte, nämlich auf Vorschlag der Sozialarbeiterin über einen Aushang, der meinen Namen samt E-Mail-Adresse, mein Forschungsinteresse sowie ein Bild von mir zeigte, wie ich ihre Zustimmung zur Teilnahme einzuholen beabsichtigte und welche Vereinbarungen ich mit den Feldakteuren individuell wollte. Dabei orientierte ich mich an den Ethik-Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie¹. Ich erklärte meine Forschungsabsichten und achtete besonders auf den Schutz der Persönlichkeitsrechte der vorkommenden Individuen. Weiterhin arbeitete ich an keiner Stelle mit Versprechungen, Kompensationen oder Aufwandsentschädigungen, sodass die Teilnahme derjenigen Familien, die sich dafür entschieden, eine freiwillige Entscheidung sein konnte.

1 Vgl. Hahn et al. 2008.

